WAS BLEIBT, WENN MAN LOSLÄSST

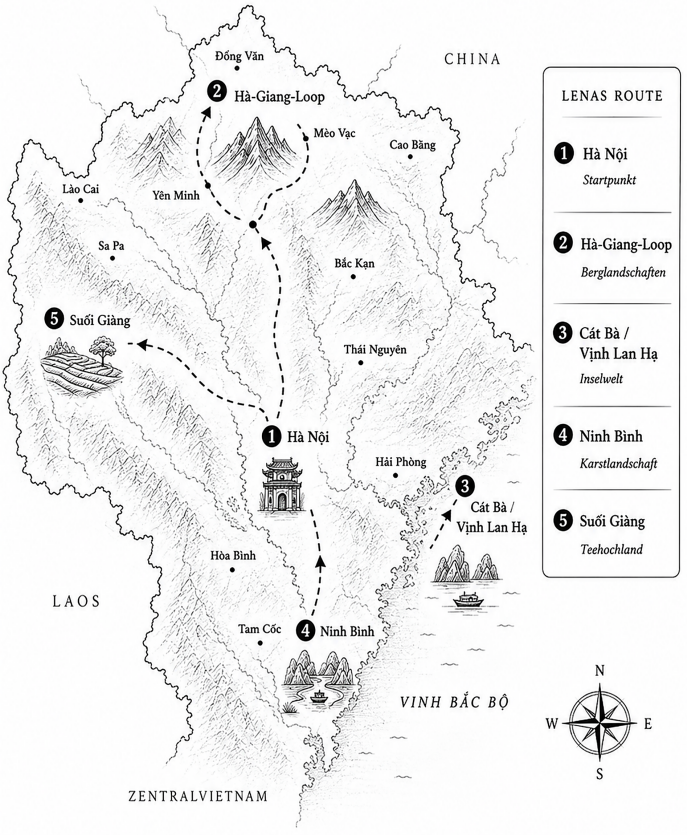
Ein Roman aus Vietnam · Band 1

Ravi Maris

Copyright © 2026 Ravi Maris
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN: 9798191008530

NORDVIETNAMS

LENAS ROUTE



WIDMUNG

Für alle, die den Mut hatten – oder ihn sich erst noch nehmen –, noch einmal von vorn anzufangen.

DANKSAGUNG

Dieses Buch ist über viele Wochen gewachsen, Satz für Satz, Kapitel für Kapitel – eine Geschichte, die sich manchmal schneller entwickelte, als ich folgen konnte, und manchmal geduldig auf die richtigen Worte warten musste. Danke auch an Vietnam selbst – an ein Land, das mit seiner Gastfreundschaft, seinem Lärm, seiner Stille und seinem Tee mehr zu diesem Buch beigetragen hat, als eine Widmung fassen kann. Und danke an Sie, die Leserin, den Leser, die sich Zeit für Lenas Weg genommen haben. Ich hoffe, ein kleines Stück davon bleibt bei Ihnen – so wie es bei mir geblieben ist.

Inhalt

Kapitel 1 Der Riss

Kapitel 2 Ankunft im Lärm

Kapitel 3 Fettnäpfchen

Kapitel 4 Die erste Nacht allein

Kapitel 5 Aufbruch nach Norden

Kapitel 6 Nebel über den Reisterrassen

Kapitel 7 Der Sturz

Kapitel 8 Nachglühen

Kapitel 9 Was die Straße gibt

Kapitel 10 Kalksteininseln

Kapitel 11 Risse im Licht

Kapitel 12 Das Angebot

Kapitel 13 Was bleibt, wenn man loslässt

Kapitel 14 Stromabwärts

Kapitel 15 Der leere Platz neben mir

Kapitel 16 Bà Linhs Teehaus

Kapitel 17 Was die Blätter brauchen

Kapitel 18 Was unter der Teeschale liegt

Kapitel 19 Alles, was bleibt, ist jetzt

Kapitel 1

Der Riss

Ich sagte gerade das Wort „Synergiepotenzial", als es passierte.

Nicht laut, nicht dramatisch. Kein Blitz, kein Schwindel, kein Moment, den man später in einer Selbsthilfegruppe als „meinen Wendepunkt" bezeichnen würde. Ich stand einfach an einem Whiteboard im dritten Stock eines Bürogebäudes an der Binnenalster, den Marker noch in der Hand, und hörte mir selbst zu, wie ich neun Männern und zwei Frauen in maßgeschneiderten Blazern erklärte, warum die Zusammenlegung der Logistikabteilungen von Kunde und Zielunternehmen „signifikantes Synergiepotenzial im niedrigen zweistelligen Millionenbereich" berge.

Und ich glaubte kein einziges Wort davon.

Das war nicht neu, wenn ich ehrlich bin. Ich hatte in den letzten Jahren so viel gesagt, ohne es zu meinen, dass es fast schon eine eigene Kompetenz war, aufgeführt hätte ich sie unter „verhandlungssicheres Blabla, fließend in Wort und PowerPoint". Neu war nur, dass ich es in diesem Moment bemerkte. Dass sich etwas in mir umdrehte wie ein Blatt Papier, auf dem

plötzlich die Rückseite sichtbar wird, und ich dachte: Wer redet hier eigentlich.

„Lena?“

Herr Brandt – Kunde, Mitte fünfzig, Armbanduhr teurer als mein erstes Auto – sah mich an. Ich hatte offenbar eine Pause gemacht, die zu lang für eine rhetorische und zu kurz für eine dramatische war.

„Entschuldigung“, sagte ich und lächelte das Lächeln, das ich seit elf Jahren trainiert hatte, das Lächeln, das sagt: Ich habe alles im Griff, auch diese Sekunde der Stille war Teil meiner Strategie. „Ich wollte nur sichergehen, dass die Zahl auch bei Ihnen ankommt, bevor wir weitermachen.“

Sie kam an. Sie kam immer an. Ich war gut in meinem Job – das muss man vorwegschicken, damit das hier keine Geschichte über Scheitern wird, denn genau das war es nicht. Ich war Partnerin auf Probe bei einer der großen Beratungen, kurz vor der finalen Beförderung, mit einem Halbjahresziel, das ich seit vier Quartalen übererfüllte, und einem Ruf, der mir vorauseilte wie ein gut gebrieftes Praktikantenteam. Menschen baten um mich für ihre Projekte. Ich war die, die man holte, wenn es kompliziert wurde. Ich war sehr, sehr gut darin, Probleme zu lösen, die ich mir nicht ausgesucht hatte.

Nach dem Meeting stand ich zwanzig Minuten lang auf der Damentoilette im vierten Stock, weil das der einzige Ort im Gebäude war, an dem mich garantiert niemand mit einer Frage aufhielt. Ich wusch mir die Hände, obwohl ich nichts angefasst hatte, das schmutzig gewesen wäre, und sah in den Spiegel, in dem eine Frau zurückblickte, die aussah wie ich, nur mit einem Ausdruck, den ich nicht sofort zuordnen konnte. Es dauerte einen Moment, bis ich ihn erkannte.

Es war Langeweile. Nicht die Art von Langeweile, die man an einem Regensonntag hat. Eine tiefere, ältere Sorte. Die Lan-

geweile von jemandem, der die eigene Zukunft schon zwanzig Mal gesehen hat, bevor sie passiert.

• • •

Ich sollte an dieser Stelle etwas über Daniel sagen, auch wenn ich mir vorgenommen hatte, nicht mit ihm anzufangen. Aber man kann diese Geschichte nicht erzählen, ohne zu erwähnen, dass ich vier Monate vorher aus einer Wohnung ausgezogen war, in der ich zehn Jahre gelebt hatte, mit einem Mann, den ich elf Jahre geliebt hatte, oder zumindest: mit dem ich elf Jahre lang eine sehr gut funktionierende Version von Liebe geführt hatte.

Es gab keinen Betrug. Keinen Streit, der Nachbarn aus dem Bett holte. Daniel war – ist – ein guter Mensch, ordentlich, verlässlich, der Typ Mann, der den Müll rausbringt, bevor man ihn überhaupt daran erinnern muss, und der bei Weihnachtsfeiern seiner Firma tatsächlich Small Talk mit den Partnern führte, weil er es „wichtig für die Beziehungspflege" fand. Wir hatten ein System. Wir hatten einen gemeinsamen Kalender, in dem farblich markiert war, wer wann kocht, wer wann zum Sport geht, wann die nächste gemeinsame Reise ansteht (Toskana, jedes Jahr, immer dieselbe Unterkunft, weil „man weiß, was man hat"). Es gab, in diesem Kalender, auch Dinge, die nie eingetragen wurden, weil sie sich nicht terminieren ließen – die Frage nach Kindern zum Beispiel, die wir beide, wenn sie doch einmal auftauchte, meist im Vorbeigehen, mit einem „irgendwann, aber nicht jetzt" wieder wegschoben, so zuverlässig, dass ich irgendwann aufhörte, sie überhaupt noch laut zu stellen.

Ich hatte ihn nicht verlassen, weil etwas kaputt war. Ich hatte ihn verlassen, weil eines Abends, als wir beide auf dem Sofa saßen, er mit dem Tablet, ich mit dem Laptop, beide mit demselben Ted-Talk über „effektives Zeitmanagement in Doppelverdiener-Haushalten" im Hintergrund, mir zum ersten Mal

seit Jahren eine Frage durch den Kopf ging, die ich sofort wieder wegschieben wollte, weil sie zu groß und zu unpassend für einen Dienstagabend war: Ist das alles?

Ich stellte sie mir noch ein paar Mal in den folgenden Wochen, immer leiser, immer beiläufiger, bis ich merkte, dass die Frage nicht verschwinden würde, nur weil ich sie ignorierte. Sie saß einfach da und wartete. Als ich es Daniel schließlich sagte – an einem Sonntagvormittag, bei Kaffee, fast zu ruhig für das, was es bedeutete –, weinte er nicht. Er nickte, langsam, als hätte ein Teil von ihm es schon gewusst, und sagte: „Ich glaube, ich habe mich schon lange nicht mehr gefragt, ob ich glücklich bin. Ich habe nur gefragt, ob es läuft."

Das war der Satz, der mir seitdem am längsten nachhing – weil er, mehr als über ihn, etwas über mich aussagte, das ich selbst noch nicht hatte aussprechen können.

Ich zog aus, in eine möblierte Zweizimmerwohnung in Eimsbüttel, die ich „übergangsweise" nannte und die inzwischen seit vier Monaten mein Zuhause war, ohne dass ich auch nur ein Bild aufgehängt hatte. Ich sagte mir, das läge daran, dass ich zu beschäftigt sei. Das war, im Nachhinein betrachtet, eine sehr gute Beschreibung für die nächsten vier Monate meines Lebens: zu beschäftigt, um zu bemerken, dass ich in einer Wohnung lebte, die ich mir nicht erlaubte, ein Zuhause zu nennen.

• • •

Am Abend nach dem Meeting mit Herrn Brandt saß ich auf meinem Sofa – geliehen, von der Vorbesitzerin der Wohnung, geblümt, nicht mein Geschmack, aber ich hatte nie die Energie gefunden, mir ein eigenes zu suchen – und hielt eine Tasse Tee in der Hand, die längst kalt geworden war. Ich hatte sie mir vor eineinhalb Stunden gemacht, aus einem Teebeutel, den ich achtlos aus einer Schublade gezogen hatte, und dann komplett

vergessen, dass sie existierte, weil ich stattdessen E-Mails beantwortet hatte. Vierzehn Stück. Um 22:40 Uhr an einem Donnerstag.

Ich schaute auf die Tasse. Kamillentee, stand auf dem Etikett des Beutels, der noch am Faden über den Rand hing wie ein kleines, ertrunkenes Ding. Beruhigend, versprach die Verpackung. Ich lachte, kurz und ohne Freude, weil mir auffiel, dass ich Tee trank wie eine To-do-Liste abarbeitete – Punkt sieben: Entspannung, erledigt, Häkchen dran –, ohne dabei auch nur eine Sekunde tatsächlich entspannt zu sein.

Ich weiß nicht mehr genau, was in dieser Nacht den letzten Ausschlag gab. Ich habe die Geschichte später oft erzählt – meiner besten Freundin Katja, meiner Mutter, irgendwann sogar Menschen, die ich gerade erst kennengelernt hatte, in Hostel-Küchen am anderen Ende der Welt –, und jedes Mal habe ich sie ein bisschen anders erzählt, mit einem klareren Moment der Erleuchtung, als es ihn eigentlich gab. Die Wahrheit ist unspektakulärer: Ich saß da, mit kaltem Tee und vierzehn beantworteten E-Mails, und merkte, dass ich seit Jahren nicht mehr gefragt hatte, was ich eigentlich wollte. Nur, was als Nächstes anstand.

Und dann – das ist der Teil, den ich am ehrlichsten erzählen kann, weil er am wenigsten heroisch ist – griff ich nach meinem Laptop, nicht um zu kündigen, sondern um bei einer Reise-Buchungsseite nachzuschauen, was ein Flug nach Hanoi kostet. Ohne Grund. Ohne Plan. Ich hatte noch nie eine besondere Faszination für Vietnam gehabt, kein Jugendtraum, kein Foto, das ich seit Jahren an die Pinnwand geheftet hatte. Ich glaube, der Name war mir einfach eingefallen, weil eine Kollegin letztes Jahr dort im Urlaub gewesen war und danach zwei Wochen lang jedem, der es hören wollte oder nicht, von einer Bootsfahrt durch eine Bucht mit Kalksteinfelsen erzählt

hatte, mit einem Gesichtsausdruck, den ich bei ihr vorher nie gesehen hatte.

413 Euro, one way. Ich starrte auf die Zahl, als würde sie sich gleich in etwas Vernünftigeres verwandeln.

Ich schloss den Laptop. Ich öffnete ihn wieder. Ich schloss ihn noch einmal.

Um 1:14 Uhr nachts kaufte ich das Ticket.

• • •

Man könnte meinen, danach hätte ich nicht schlafen können vor Aufregung, oder vor Angst, oder vor irgendetwas Großem. Ich schlief sehr gut. Besser, muss ich zugeben, als in den Monaten davor. Als wäre irgendein Teil von mir, der die ganze Zeit auf etwas gewartet hatte, endlich zufrieden gestellt worden, auch wenn der Rest von mir noch keine Ahnung hatte, was gerade beschlossen worden war.

Die Kündigung selbst war, entgegen jeder Erwartung, das Unspektakulärste an der ganzen Sache.

Ich hatte mir vorgestellt, es würde sich anfühlen wie ein Sprung. Stattdessen fühlte es sich an wie das Ausatmen nach einem viel zu lange angehaltenen Atem – ich saß meiner Vorgesetzten, der Partnerin Dr. Ohlendorf, gegenüber, in ihrem Büro mit Blick auf die Alster, und sagte die Sätze, die ich mir auf dem Weg dorthin im Kopf zurechtgelegt hatte: dass ich eine Pause brauche, dass es nichts mit dem Team, mit ihr, mit der Firma zu tun habe, dass ich schlicht das Gefühl habe, seit Jahren nicht mehr wirklich hier zu sein, obwohl ich jeden Tag da gewesen war.

Dr. Ohlendorf, die ich für eine der klügsten Frauen hielt, die ich kannte, lehnte sich zurück und sagte etwas, das ich nicht erwartet hatte: „Wissen Sie, Lena, in den fünfzehn Jahren, die ich das hier mache, habe ich noch nie erlebt, dass jemand mit einer so hohen Bewertung kündigt, ohne woanders ein Ange-

bot in der Tasche zu haben. Das beunruhigt mich ein bisschen. Und beeindruckt mich auch."

Was sie nicht wusste, weil ich es niemandem im Büro erzählte, war, dass ich mir diesen Sprung, rein rechnerisch, leisten konnte – elf Jahre in einer Beratung, in denen ich, aus Mangel an Zeit für alles andere, mehr gespart hatte, als mir bis zu diesem Gespräch selbst bewusst gewesen war, dazu eine Abfindung, die die Personalabteilung mir, „aus Kulanz für die gute Zusammenarbeit", ohne dass ich danach gefragt hätte, anbot. Es war ein bescheidenes Polster, gerade genug, um für ein, vielleicht anderthalb Jahre nicht arbeiten zu müssen, ohne dass mir dabei schlecht wurde – eine Sicherheit, die ich mir durch genau das Leben erarbeitet hatte, das ich jetzt hinter mir lassen wollte.

Ich hatte keine gute Antwort darauf. Ich hatte, ehrlich gesagt, überhaupt keine Antwort darauf, außer dem, was ich schließlich sagte: „Ich glaube, ich muss erst wieder herausfinden, wonach ich überhaupt suche, bevor ich weiß, wo ich es suchen soll."

Sie nickte, langsam, fast so, wie Daniel an jenem Sonntag genickt hatte, und für einen kurzen, unangenehmen Moment fragte ich mich, ob ich mein Leben lang Menschen dazu bringen würde, genau so zu nicken – dieses stille, verständnisvolle Nicken, das eigentlich bedeutete: Ich sehe, dass da etwas kaputt ist, aber ich weiß auch nicht genau, was.

Meine Kollegen reagierten unterschiedlich. Marc, mit dem ich seit sechs Jahren im selben Projektteam saß, fragte dreimal hintereinander, ob ich „das wirklich zu Ende gedacht" habe, mit einem Ton, der eher von seiner eigenen Angst sprach als von Sorge um mich.

Zwei jüngere Kolleginnen aus dem Analystenpool baten mich, ganz vorsichtig, fast verschämt, in der Kaffeeküche um ein Vier-Augen-Gespräch, weil sie „auch manchmal so ein Gefühl" hätten, und wollten wissen, ob es ihnen erlaubt sei, das

zu haben, ohne gleich ihr ganzes Leben umzuwerfen. Ich hatte keine gute Antwort für sie. Ich hatte sie ja selbst gerade erst gefunden, und selbst das war eine Übertreibung – ich hatte nicht wirklich eine Antwort gefunden, nur eine Frage, die endlich laut genug geworden war, dass ich sie nicht mehr überhören konnte.

Mein letzter Tag im Büro bestand größtenteils daraus, einen Schreibtisch zu räumen, der in elf Jahren erstaunlich wenig Persönliches angesammelt hatte – eine Topfpflanze, die eine Praktikantin mir vor Jahren geschenkt und die ich, gegen alle Wahrscheinlichkeit, tatsächlich am Leben gehalten hatte; ein gerahmtes Foto von Katja und mir bei unserer Uni-Abschlussfeier, das ich nie aufgestellt, sondern immer nur in der obersten Schublade liegen gehabt hatte; ein Stapel Visitenkarten von Menschen, deren Gesichter ich nicht mehr vor mir sehen konnte. Ich brauchte für den ganzen Vorgang keine zwanzig Minuten, was mich mehr erschütterte als jeder Abschied, den ich in den folgenden Wochen noch erleben sollte – ein Jahrzehnt Arbeit, das sich in einen einzigen Pappkarton packen ließ, den ich unter dem Arm zum Aufzug trug, während Kollegen mir hinterherriefen, ich solle „unbedingt eine Postkarte schicken", mit dem beiläufigen Ton von Menschen, die sich insgeheim sicher waren, dass ich in drei Monaten wieder da sein würde, gebräunt und mit einer guten Anekdote, aber im Grunde unverändert.

Nur eine Kollegin, eine stille Frau aus dem Risikomanagement, mit der ich in elf Jahren kaum mehr als Small Talk im Aufzug gewechselt hatte, hielt mich an der Tür auf. „Ich beneide Sie nicht", sagte sie, mit einem Ausdruck, der eher nachdenklich als abschätzig war. „Aber ich beneide den Mut. Ich hätte ihn nicht." Ich wusste, in diesem Moment, nichts Kluges zu erwidern, und nickte nur, mit einem Gefühl, das zwischen Stolz und einer unerwarteten Traurigkeit für all die Menschen

schwankte, die zurückblieben, in Leben, die sie sich nicht mehr zutrauten zu verlassen.

Meine Mutter, als ich es ihr am Telefon erzählte, war still für so lange, dass ich dachte, die Verbindung sei abgebrochen. Dann sagte sie: „Und was machst du da? Alleine? Wie lange?"

„Ich weiß es nicht", sagte ich, und es war das erste Mal seit Jahren, dass ich einen Satz aussprach, der mit dieser Ehrlichkeit begann, und es erschreckte mich weniger, als ich gedacht hätte.

„Das ist doch kein Plan, Lena."

„Nein", sagte ich. „Ist es nicht."

Ich merkte, wie ungewohnt sich das anfühlte, diesen Satz einfach so stehen zu lassen, ohne ihn sofort mit einer Rechtfertigung zu füllen, mit einer To-do-Liste, mit einem Businessplan für mein eigenes Leben. Ich hatte elf Jahre lang jede Entscheidung mit einer Tabelle unterlegen können. Diese hier hatte keine Tabelle. Nur ein Flugticket, 413 Euro, one way.

• • •

Bevor ich die Wohnung in Eimsbüttel zu meinem Rucksack zusammenschrumpfen ließ, musste ich noch einmal in den Keller. Dort standen, seit meinem Auszug bei Daniel, drei Umzugskartons, die ich nie ausgepackt hatte, weil ihr Inhalt zu jener Kategorie von Dingen gehörte, für die man in einem neuen Leben angeblich „später noch Zeit findet". Ich fand sie jetzt, an einem Dienstagnachmittag, kniend auf kaltem Betonboden, mit einer Taschenlampe, weil die Kellerbeleuchtung seit Monaten kaputt war und niemand sich zuständig fühlte.

Im zweiten Karton, zwischen einem Fotoalbum, das ich nicht öffnete, und einem Stapel Glückwunschkarten von unserer Wohnungseinweihung vor zehn Jahren, lag ein schmales Buch mit einem eingerissenen Schutzumschlag: Der Zen-Weg des Tees. Ein Geschenk von Daniels Tante, die einmal, auf einer Weltreise mit Ende sechzig, in einem Kloster in Japan

gelebt hatte und seitdem jedem in der Familie zu jedem Anlass Bücher über Achtsamkeit schenkte, die niemand las. Auf der ersten Seite stand, in einer Handschrift, die schon damals leicht zittrig gewesen war: Für Lena und Daniel – möget ihr lernen, im Moment zu leben, nicht nur in der Planung. Alles Liebe, Tante Ines.

Ich erinnerte mich, wie ich das Buch damals mit einem höflichen Lächeln entgegengenommen und noch am selben Abend ins Regal gestellt hatte, mit dem festen, nie ausgesprochenen Gedanken: Wenn ich mal Zeit habe. Zehn Jahre lang hatte ich offenbar nie Zeit gehabt. Ich saß jetzt im Keller, in einer Jacke, die nach Waschmittel und Staub roch, und blätterte durch Seiten über Teezubereitung, über das langsame Erhitzen von Wasser, über die Idee, dass man einer Sache erst dann wirklich begegnet, wenn man aufhört, gleichzeitig auch woanders zu sein.

Ich weiß nicht, warum ich das Buch einsteckte. Es war nicht so, dass mir in diesem Moment ein Licht aufgegangen wäre – ich glaube nicht an solche Momente mehr, seit ich gemerkt habe, wie sehr man sie sich im Nachhinein zurechtbiegt, damit eine Geschichte glatter klingt, als sie war. Ich steckte es einfach ein, so wie man ein Pflaster einsteckt, ohne zu wissen, ob man es brauchen wird, nur für den Fall.

Die restlichen zwei Kartons brachte ich unausgepackt zur Kleiderkammer in der Nachbarschaft. Es fühlte sich merkwürdig gut an, Dinge loszuwerden, die ich zehn Jahre lang mit mir herumgetragen hatte, ohne sie auch nur einmal angesehen zu haben. Als hätte ich, ohne es zu bemerken, mein ganzes bisheriges Leben in Kartons verpackt und im Keller zwischengelagert, für einen Tag, an dem ich „endlich Zeit hätte“ – und jetzt, mit einem One-Way-Ticket in der Tasche, war dieser Tag offenbar gekommen, nur anders, als ich es mir je vorgestellt hätte.

• • •

Katja, meine beste Freundin seit dem Studium, war die Einzige, die nicht fragte, warum. Sie kam am letzten Abend vor meinem Flug vorbei, mit einer Flasche Wein und einer Packung Räucherstäbchen, die sie „für die spirituelle Reise" gekauft hatte, halb im Ernst, halb um mich zum Lachen zu bringen, was ihr gelang.

„Du wirst wahrscheinlich alle nerven, mit deinem neuen Achtsamkeits-Ding", sagte sie, während sie auf meinem kahlen Wohnzimmerboden saß, zwischen meinem halb gepackten Rucksack und einem Berg sorgfältig gefalteter Kleidung, von der ich, wie sich noch in derselben Nacht beim dritten Umpacken herausstellen sollte, gut die Hälfte wieder aussortieren musste.

„Ich habe kein Achtsamkeits-Ding", sagte ich.

„Noch nicht", sagte sie, und grinste in einer Weise, die mich fast dazu brachte, ihr die Räucherstäbchen wieder in die Hand zu drücken. „Aber du wirst mir in drei Monaten eine Sprachnachricht schicken, in der du das Wort ‚Präsenz' benutzt. Ich wette meine nächste Gehaltserhöhung."

„Du hast keine Gehaltserhöhung in Aussicht."

„Genau deshalb ist die Wette so sicher."

Wir lachten, und für einen Moment fühlte sich alles leicht an, so leicht, wie es sich seit Monaten nicht mehr angefühlt hatte, und ich dachte, wenn ich mir wirklich die Frage stellen müsste, warum ich das hier tue, dann vielleicht auch dafür: für dieses Gefühl. Für die Möglichkeit, dass es noch mehr davon geben könnte, irgendwo, wenn ich nur aufhörte, jeden Tag danach zu fragen, ob es „lief".

Kurz bevor sie ging, wurde sie noch einmal ernst. „Weißt du eigentlich, was mich am meisten wundert?", fragte sie an der Tür.

„Was denn."

„Dass du niemandem eine Erklärung schuldest. Und dass du trotzdem allen eine gibst."

Ich hatte darauf nichts zu erwidern. Sie hatte recht, wie so oft, und ich nahm den Satz mit ins Flugzeug wie ein Souvenir, das ich noch nicht ganz verstand.

• • •

Der Flughafen Hamburg um sechs Uhr morgens ist ein merkwürdig ehrlicher Ort. Niemand posiert dort. Die Menschen sind entweder zu müde oder zu aufgeregt, um Fassaden aufrechtzuerhalten, und ich stand mit meinem viel zu vollen Rucksack – den ich am Vorabend panisch drei Mal umgepackt hatte, weil ich nicht wusste, wie viele Paar Schuhe man für ein Leben braucht, das keinen Kalender mehr hat – in der Schlange am Gate und spürte zum ersten Mal seit Wochen etwas, das kein Kalkül war.

Angst. Ehrliche, unverstellte, körperliche Angst, die sich anfühlte wie ein Stein im Magen, gepaart mit etwas, das ich zuerst nicht erkannte, weil ich es so lange nicht gespürt hatte: Vorfreude. Nicht die kalkulierte Vorfreude auf einen gebuchten Toskana-Urlaub mit vorab reservierter Poolliege. Etwas Ungeplantes. Etwas, das keine Garantie hatte.

Ich dachte an Herrn Brandt und sein Synergiepotenzial, an Daniels Satz über das Laufen und das Glücklichsein, an meine Mutter, die noch immer keinen Plan sehen konnte, wo keiner war, an Katja und die Räucherstäbchen, die jetzt, schlecht gepackt, zwischen zwei T-Shirts in meinem Rucksack lagen.

Als der Aufruf für meinen Flug kam, griff ich nach meinem Pass, nach meiner Bordkarte – Hamburg, über Doha, nach Hanoi, Ankunft am Folgetag, Rückflug: offen –, und ging los, ohne noch einmal zurückzuschauen, weil da, ehrlich gesagt, niemand stand, zu dem ich hätte zurückschauen können. Das war kein trauriger Gedanke, wie ich erwartet hätte. Es war ein-

fach ein Fakt, den ich zum ersten Mal ohne Bedauern zur Kenntnis nahm.

Ich weiß bis heute nicht genau, was ich in Vietnam gesucht habe. Aber ich weiß noch sehr genau, wie es sich anfühlte, in dieses Flugzeug zu steigen: wie das erste ehrliche Ausatmen seit Jahren. Als würde ich zum ersten Mal seit Langem nicht auf etwas zufliegen, weil es im Kalender stand.

Sondern weil ich es, aus Gründen, die ich mir selbst noch nicht erklären konnte, tun musste.